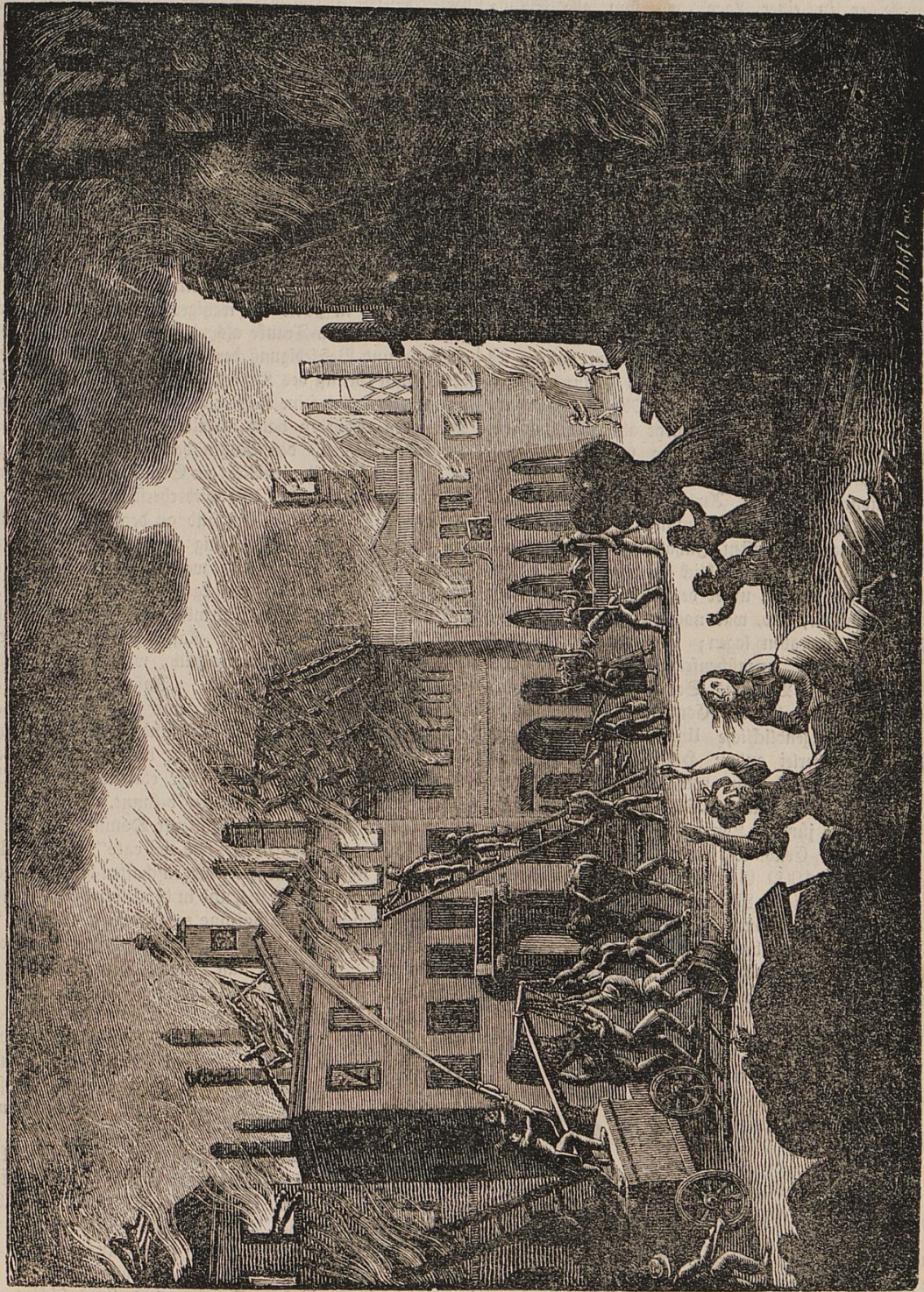


Das Pfennig-Magazin

der
Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

86.] [2. Jahrg. 34.]

[December 5, 1834.]



Der Brand von Wiener-Neustadt.

Der Brand von Wiener-Neustadt.

Wir geben hier dem Leser die Abbildung eines denkwürdigen Brandes, welcher am 8. September dieses

Jahres in Wiener-Neustadt ausbrach und einen großen Theil dieser Stadt einscherte. Wir verdanken diese Abbildung Herrn Professor Höfel, welcher als ein Bewohner von Wiener-Neustadt selbst gefährdet war. Er hat kein

Phantasiestück entworfen, sondern die Scene, wie sie sich hier darstellt, aus dem Leben genommen. Im Vordergrunde ringt eine kniende Mutter, deren Kind verbrannte, voll Verzweiflung die Hände, und die mit dem Bette über die Straße getragene Person ist der Dr. Semeleder, ein geschätzter Jurist von Wiener-Neustadt, welcher einige Stunden vor dem Ausbruche des Feuers das Unglück gehabt hatte, aus dem Wagen zu fallen und den Fuß doppelt zu brechen. So wurde er in einer Lage, wo ihm alle Selbsthülfe unmöglich war, der nahen Gefahr entrisen und glücklich in Sicherheit gebracht. Es war, als ob die Flamme ihr Ziel sich auserkohr; denn mit unbegreiflicher Gefeslosigkeit übersprang sie oft naheliegende brennende Gegenstände, gleichsam mit geringschätzender Umgehung derselben, und zündete das Haus, welches sich noch sicher glaubte. Die Flammen, statt von Dach zu Dach sich fortzupflanzen, züngelten oft unversehends selbst auf breiten Straßen an den gegenüberstehenden Häusern empor. Das furchtbar launenhafte Spiel der Flamme verwüsthete das Erdgeschöß einer Schmiede und ließ die Stuben des ersten Stockwerks und das hölzerne Dach unversehrt. Auf der Neunkirchnerstraße übersprang es in der ersten Heftigkeit 10—12 Häuser, aber als wollte es das eilig Uebergangene einholen, sprang es ebenso schnell wie der Rückschlag des Blizes zurück. Ueber 9000 Personen verloren ihr Obdach und zum Theil ihre ganze Habe, und von mehr als 600 Häusern, worunter drei Kirchen, blieben nur wenige verschont. Der Schaden an Waaren und Gebäuden beläuft sich auf mehre Millionen Gulden. Aus dem Rathhause, welches gleichfalls ein Raub der Flammen wurde, hat man zum Glück seinen wichtigsten Inhalt, das Archiv, gerettet. Schrecklich war der Anblick der rauchenden Trümmer einer ganzen Stadt, unter denen die Habe von mehr als 1000 Familien, und, was noch viel beklagenswerther, 51 Menschen, begraben lagen; aber mächtig wirkte er auch auf den edeln, menschenfreundlichen Sinn vieler Bewohner Wiens. Während Seine Majestät der Kaiser fogleich 10,000 Gulden Conv.-Münze den Abgebrannten als augenblickliche Unterstützung bewilligten und ihnen mancherlei andere Hülfe gewährten, ließen Ihre Majestät die Kaiserin von Oestreich zur Unterstützung der Verunglückten 3000 Gulden Conv.-M., Se. Majestät der jüngere König von Ungarn und Kronprinz 2000 Gld. Conv.-M. und Se. kais. Hoheit der Erzherzog Anton 1000 Gld. Conv.-M. den Behörden zustellen. Alle übrigen Mitglieder der kaiserlichen Familie folgten diesem schönen Beispiele. Auch die eingeleiteten Sammlungen brachten einen reichlichen Ertrag. In mehren Theatern und an andern öffentlichen Orten wurden Vorstellungen, Concerte u. dgl. zu Gunsten der Abgebrannten gegeben.

Ueber die Wirkungen des Kaffees.

Noch ehe der Kaffee ein allgemein in Deutschland und Frankreich eingeführtes Getränk war und man statt dieses flüssigen Aroms noch des Morgens die Lebensgeister mit einer kräftigen, magenstärkenden Bier-suppe anregte, drängte schon eine wissenschaftliche Abhandlung über den Einfluß dieses Getränks auf den menschlichen Körper die andere. Ehe wir zur nähern Erörterung dieses durch hundertjährige Erfahrung bereits genau nachgewiesenen Einflusses eingehen, sei es uns

vergönnt, noch einige interessante Notizen aus der Einführungsgeschichte des Kaffees vorangehen zu lassen.

Bis zum J. 1669 war der Kaffee nur ein Privatgetränk. Der bekannte Reisende Thevenot brachte den Kaffee im J. 1657, als er von seinen Reisen zurückkam, nach Paris und bewirthete damit seine Freunde, als mit einer ausländischen Curiosität. Erst im Jahre 1660 wurde der Kaffee durch Soliman Aga, welchen Sultan Mohammed IV. als Botschafter nach Paris geschickt hatte, daselbst allgemeiner bekannt. Der glänzende Hof Ludwig XIV. hatte durch seinen Einfluß auf das Volk die Sitten verfeinert, aber auch den Sinn für äußere Pracht und Luxus geweckt; der Ton, den der Hof angab, fand bei dem Adel und dem wohlhabenden Bürger unbedingte Nachahmung, und das Neue reizte nur, weil es neu war. Eine türkische Gesandtschaft war ein außerordentliches, nie erlebtes Ereigniß, und Soliman wurde der Gegenstand des Tagesgesprächs. In den gesellschaftlichen Circeln am Hofe ließ er den Damen den schwarzen Kaffee ohne Milch und Zucker, wie er im Morgenlande getrunken wird, durch türkisch gekleidete Sklaven, nebst Servietten mit goldenen Franzen, präsentiren. Anfangs war in Paris viel weniger der Wohlgeschmack an dem ausländischen Tranke als vielmehr die Annahme des Hoftons und Befriedigung der Eitelkeit der wahre Beweggrund zum Genuß des Kaffees; denn als Paschal, ein Armenier, sich durch seine Kaffeebude daselbst ein ansehnliches Vermögen erworben hatte, wollte es seinen Nachfolgern gar nicht glücken, den Ruhm der Kaffeebuden aufrecht zu erhalten, bis ihn endlich ein Siciliser, Namens Procope, erst um das J. 1700 wiederherstellte. Desto mehr Geschmack fand man in England an dem neu eingeführten Getränke; denn als König Karl 1663 die Kaffeehäuser gesetzlich aufhob und wegen heimlicher Uebertretungsfälle das späterhin zurückgenommene Verbot 1673 erneuerte, drohten die Kaffeetrinker mit einem Aufstande. In Deutschland wurde der Kaffee erst zu Ende des 17. Jahrhunderts und namentlich, wie man behauptet, von Frankreich aus bekannt. Anfangs bezogen die Krämer von den Kaufleuten nur geröstete Bohnen. Das erste Kaffeehaus in Deutschland wurde zu Nürnberg, wie die Chronik dieser Stadt berichtet, hinter dem Rathhause von dem Bürger Stör etablirt. Erst 1720 wurde dies Getränk in Sachsen bekannt.

Schon 1671 hob der Italiener Dominico Magri in einem Büchelchen, betitelt: „Virtù del cafe“, d. h. die Tugenden des Kaffees, alle guten Eigenschaften dieses morgenländischen Getränks heraus, und in demselben Jahre erschien eine Abhandlung: „De potionè saluberrima cahue“*), d. h. über das äußerst heilsame Kaffeetränk, zu Rom von F. Naironi. Wir sehen nun hieraus, daß man schon in damaliger Zeit den Wirkungen des Kaffees auf die menschliche Gesundheit Aufmerksamkeit widmete. Seitdem sind nun bereits über 100 Jahre verflossen und man kann somit die Resultate hinsichtlich der Wirkungen auf den gesunden und kranken Zustand des menschlichen Körpers als geschlossen ansehen. Es mag uns daher vergönnt sein, das Wesentlichste hierüber zusammenzustellen. Der gebrannte und zerpulverte Aufgusskaffee erzeugt in dem Magen eine angenehme Empfindung von Wärme, erhöht dessen Thätigkeit als selbstarbeitendes körperliches Werkzeug und erleichtert und befördert, kurz vor oder ein bis zwei Stunden nach der Mahlzeit genossen, die Verdauung; zugleich wirkt er erregend auf die übrigen Organe; das Herz schlägt rascher, das Blut bewegt sich in schnellerm Kreislaufe und

*) So nennen die Türken den Kaffee.

der Ausdünstungsproceß durch die Hautporen oder Schweißlöcher wird beschleunigt. Bei Personen, welche nicht daran gewöhnt sind oder welche ihn in ungewohnter Stärke oder Menge zu sich nehmen, kann er Fieberhitz, Zittern und Herzklopfen zur Folge haben, und da überhaupt jede körperliche Aufregung auf die Thätigkeit des Geistes einen gleichsam ausübt, so belebt auch der Kaffee die Einbildungskraft; ihre Bilder sind lebendiger, aber auch verworrener, denn sie sind keine Erzeugnisse eines mit Willensfreiheit und Bewußtsein schaffenden Verstandes und Schönheitsfinnes, sondern sie tauchen durch äußere Reize aus der Seele auf. Solche Bilder gestalten sich oft Abends im Dunkeln in ganz bestimmten Umrissen und gleichsam verkörpert zu jenen, von einem unserer größten Schriftsteller (Empfindbilder*) genannten, Erscheinungen. Ob er aber nach der Behauptung einiger Naturforscher sogar Ohnmacht und Schwindel erregt, Augenschwäche erzeugt und Hautausschläge zur Folge hat, wollen wir dahingestellt sein lassen. Jedoch sollen Hämorrhoidalbeschwerden oft ihren Grund in dem Genuße des starken Kaffees haben. Wegen seines Nerven- und Gehirnreizes ist er bei den Gelehrten und Dichtern sehr beliebt; denn es scheint, als ob er vermittelst der körperlichen Wärmeerregung durch eine natürliche Sympathie des Körpers mit der Seele bei dem Gelehrten auch das Interesse an dem Stoffe, den er bearbeitet, lebendig erhält, und bei dem Dichter den Phantastebildern eine größere Lebendigkeit ertheilt. Voltaire und Fontenelle konnten ohne Kaffee nicht arbeiten; er war ihrer Muse Bedürfnis geworden. Ziemlich bekannt ist der witzige Scherz, welchen einst Herr von Fontenelle über den Kaffee machte. In seinem hohen Alter besiel ihn eine Krankheit und er ließ den Arzt rufen. Dieser, welcher seine gewohnte Lebensweise, fast den ganzen Tag ununterbrochen Kaffee zu trinken, recht wohl kannte, sagte zu ihm: „Die alleinige Ursache Ihres Uebels, gnädiger Herr, ist der Kaffee; der Kaffee ist ein schleichendes Gift.“ „Getroffen“, entgegnete ihm der französische Philosoph; „es muß sehr schleichend sein; denn ich bin beinahe 100 Jahre alt geworden, ohne daß mich dieses Gift seine verderbliche Wirkung empfinden ließ.“ Wir sind jedoch weit entfernt, auf dieses einzige Beispiel ein allgemeines Resultat hinsichtlich der Wirksamkeit des Kaffees gründen zu wollen. Der Kaffee kann den innern Zusammenhang oder Organismus der menschlichen Leibesbeschaffenheit, er kann das naturgemäße System der Muskeln, der Nerven, der Gefäße verändern, ohne daß sich ein solcher naturwidriger (abnormer) Zustand durch ein fortwährendes Gefühl von Unwohlsein oder Unbehaglichkeit als einen krankhaften beurkundet. Auf welche Weise man aber ermessen könne, wie tief die dadurch verursachte körperliche Beschaffenheit unter dem reinen (idealen) Gesundheitszustande stehe, das ist eine ganz andere Frage. Ein vollkommener Gesundheitszustand ist überhaupt nur eine Idee, welcher sich die verschiedenen Leibesbeschaffenheiten mehr oder minder nähern. Träte der Nachtheil des Kaffees augenblicklich ein, so würde man seinem Wohlgeschmacke und seiner angenehmen Wirkung schwerlich die Gesundheit aufopfern, und man würde ihn als tägliches Getränk ausschließen. Da er aber den uneigentlich krank-

haften Zustand ganz allmählig entwickelt, so gewöhnt er auch den Menschen daran und stumpft das Gefühl für die Empfindung der Krankheit ab. Allein das Gefühl der Unbehaglichkeit, und folglich des Krankseins, stellt sich in einem andern Sinne ein, wenn der Mensch plötzlich seine gewohnte Lebensweise unterbricht und sich des Kaffees mit einem Male gewaltsam zu enthalten sucht; diese Erscheinungen, als mittelbare Nachwirkungen des Genusses jenes Getränkes, geben den besten Maßstab an die Hand, wie weit der gewohnte und scheinbare Gesundheitszustand unter dem natürlichen stehe. Manche Leute empfinden dann eine gewisse Frostigkeit, Unbehaglichkeit, verdrüßliche Laune, welches sie auf die Entbehrung des Kaffees, als eines vermeintlich gesunden Getränks, schieben, während es doch eigentlich nur die Rückwirkung der durch eben diesen Genuß allmählig verderbten Leibesbeschaffenheit selbst ist, welche sich fühlbar macht. Es ist dies eine alltägliche Erfahrung, welche nicht nur der Kaffeetrinker, sondern auch jeder Wein-, Bier-, Thee- und Branntweintrinker an sich selbst machen kann. Wenn aber sogar in neuerer Zeit homöopathische Aerzte den Kaffee beschuldigen, daß er die Zähne zerstöre, so ist dies wol mehr auf Rechnung des hohen Grades, als auf den unmittelbaren Einfluß der Natur des Kaffees selbst zu setzen; daß aber sogar der Weinsuß, von welchem oft ohne sichtbare Ursache Kinder von ein bis zwei Jahren angegriffen werden, dem Kaffee zuzuschreiben sei, dürfte man wol nicht unbedenklich annehmen können. Darin aber stimmen die Aerzte fast sämmtlich überein, daß der Kaffee den Kindern durchaus nicht gereicht werden sollte und daß er erst mit der vollendeten körperlichen Ausbildung, mit Maß genossen, ohne einen sehr erheblichen Nachtheil ist. Je stärker aber die Dosis Kaffee ist, an welche man sich gewöhnt hat, um so unbrauchbarer macht man das in mancherlei Krankheiten so wirksam sich bewährende Arzneimittel des Kaffees selbst. Er wird mit Vortheil gegen Magenschwäche angewendet und lindert die davon herrührenden Kopfschmerzen. Die Orientalen gebrauchen ihn, um die Wirkung eines übermäßigen Opiumgenusses zu neutralisiren, d. h. aufzuheben. Der berühmte englische Arzt Musgrave verschrieb ihn gegen die Anfälle von Engbrüstigkeit, welche sich nicht selten bei Podagriften einstellen. Auch dem nicht gerösteten Kaffee mißt man Heilkräfte bei. Um ihn als solchen zuzubereiten, gießt man zu den grünen Bohnen so viel Wasser, daß die Bohnen gerade damit bedeckt sind, stellt sie an ein gelindes Feuer und nimmt sie erst dann davon weg, wenn das Wasser so weit verdampft ist, bis die Bohnen nur noch feucht anzufühlen sind. Hierauf stellt man sie in einen warmen Ofen, um sie völlig auszutrocknen, wobei man nur darauf zu sehen hat, daß sie nicht rösten. Endlich mahlt man ihn wie auf die gewöhnliche Weise zu Pulver, nimmt zu 18 Loth Wasser ein Loth Kaffee und kocht ihn in einem irdenen Gefäße. In dieser Gestalt soll man ihn, nach dem Zeugnisse eines erfahrenen Arztes, des Dr. Grindel, welcher damit in der Heilanstalt der Universität Dorpat eine Reihe von erprobten Versuchen anstellte, vortheilhaft gegen die Wechselfieber anwenden. Unter 24 Krankheitsfällen dieser Art widerstanden der Wirkung dieses Decocts oder gekochten Aufgußgetränktes nur einige Wenige. Auch soll man ihn mit dem nämlichen Erfolge als Pulver gegen die erwähnte Krankheit anwenden können, wie die Chinacinde. L. F. Schmidtman sieht den Kaffee als eine Wohlthat an und erklärt in einem lateinisch geschriebenen Werke über seine dreißigjährigen Erfahrungen in der Heilkunde die Abnahme der Wechselfieber nach der Continentsperre

*) So nennt Jean Paul in einer vortrefflichen Abhandlung über den Traum in seinem „Museum“ die lebendigsten Phantastebilder, die eine täuschende Aehnlichkeit mit wirklichen äußern Gegenständen haben, und welche nicht nur im Traume, sondern auch im aufgeregten Zustande während des Wachens erscheinen.

als eine Folge dieses wegen seiner Wohlfeilheit wieder allgemeiner gewordenen Getränkes. Wenn nun auch auf den ersten Augenblick die Thatsache, daß im Jahre 1826 an verschiedenen Orten Wechselfieber hauseten, der Annahme zu widersprechen scheint, daß Kaffee dem Einflusse des Miasma (Ansteckungsstoff) der Wechselfieber entgegenwirkt, so verdient doch bemerkt zu werden, daß diese Art Fieber in dem genannten Jahre vorzüglich in feuchten und sumpfigen Gegenden grassirten, auch war

damals das Wechselfieber weniger epidemisch (allgemein verbreitet), als vielmehr endemisch (stellenweis hausend) und herrschte vorzüglich da, wo grade ein stehendes Wasser in der Nähe war, mit dessen Abtrocknung das Fieber verschwand. Jedoch scheinen die bis dahin gemachten Erfahrungen über diese besondere Heilkraft des Kaffees noch zu keinem entscheidenden Urtheile zu berechtigen. Schädlich aber ist der Kaffee für Hypochonder und für Solche, welche an Hämorrhoidalbeschwerden leiden.

Der indische oder gehelmte Casuar (Casuarius indicus Cuv., Struthio Casuarius Linn.).

In der fünften von Cuvier angenommenen Ordnung der Vögel, Stelzvögel genannt, machen die Riesenvögel die erste Familie aus. Die hierher gehörigen Vögel ziehen nicht nur durch ihre Größe unsere Aufmerksamkeit auf sich, sondern auch durch die eigenthümliche Kürze der Flügel, die ihnen die Fähigkeit zu fliegen benimmt. Auch ihr innerer Körperbau lehrt uns, daß diese Vögel nicht zum Fliegen von der Natur bestimmt sind; denn das Brustschild hat nicht jenen hervorstehenden Kamm, die Brustmuskeln sind sehr schwach; dagegen sind aber die Oberschenkel-, besonders die Unterschenkelmuskeln, außerordentlich dick, sodas diese Vögel sehr schnell und anhaltend laufen können.

Wir lernten schon drei Vögel dieser Familie in frühern Blättern unseres Pfennig-Magazins kennen, unter denen Verfasser dieses in Nr. 40 eine Beschreibung des neuholländischen Casuars lieferte, ein anderer

Berichterstatter in Nr. 21 den Strauß der alten Welt (Struthio Camelus Linn.) und in Nr. 27 den Dodo (Didus ineptus) uns beschrieb.

Der in gegenwärtigem Blatte abgebildete indische Casuar gehört in diese Familie, und zwar in die Gattung der Casuare, die sich besonders durch die Bildung ihrer Federn auszeichnen, welche so wenig Bart haben, daß sie aus der Ferne herabhängenden Haaren gleichen und von denen je zwei und zwei nur aus einer Wurzel wachsen. Die kurzen Flügel haben statt der Federn nur dicke Rieme.

Der indische Casuar wird vom Kopfe bis zu den Füßen sechs Fuß hoch. Der Schnabel ist von der Seite zusammengedrückt und der Kopf ist mit einer ungefähr drei Zoll hohen Knochenhervorragung versehen, die mit einer Hornhaut überzogen ist. Die Haut des Kopfes und des Oberhalses ist nackt, schön himmelblau



Der indische oder gehelmte Casuar

und feuerroth mit herabhängenden Klunkern oder Fleischlappen, wie beim Truthahne, versehen. Die Flügel bestehen aus bloßen steifen Schäften oder Rielen, ein jeder Flügel hat fünf dergleichen und der mittlere ist der längste. Den Schwanz bilden, wie bei dem Strauße, mehre herabhängende Federn, welche bis auf 14 Zoll lang werden. Die Beine sind im Verhältniß nicht lang, sind bis an die Knie mit Federn bedeckt, haben drei Zehen und die Klaue der innersten Zehe ist am längsten. Ein bräunlichschwarzes wollartiges Gefieder deckt den ganzen Körper; Füße und Klauen sind schwarz. Bei den Jungen fehlt der Helm, und die Stelle desselben ist mit einer weißen Haut bedeckt; die Farbe ihres Gefieders ist hellrosfarben mit Grau vermischt.

Dieser Vogel lebt im östlichsten Theile des südlichen Asiens, auf der Inselgruppe der Molucken, auf Java, Sumatra und besonders in den dichten Waldungen der Insel Ceram. Uebrigens ist er nirgends häufig anzutreffen.

Obgleich er verhältnißmäßig viel mehr Körpermasse als der Strauß hat, so kann er doch fast ebenso schnell laufen. Seine Stimme vergleicht man mit der eines Küchleins, wenn er aber gereizt wird, so ist sie dem Grunzen der Schweine zu vergleichen. Als Waffen zum Vertheidigen bedient er sich des Schnabels oder der Beine, mit denen er nach vorn und nach hinten ausschlägt, oder auch seiner Flügelkiele, welche den Stacheln der Stachelthiere zu vergleichen sind.

Sein Geschmacksinn scheint ebenso wenig ausgebildet zu sein, wie bei den Straußen, woher es kommt, daß er außer seiner gewöhnlichen Nahrung, die in Baumfrüchten, Wurzeln, Würmern und Eiern besteht, auch Steine, Metallstücke u. s. w. verzehrt. Ein Casuar in der pariser Menagerie verschlang täglich $3\frac{1}{2}$ Pfd. Brot, 6—7 Äpfel, einen kleinen Korb voll Rüben und trank im Sommer ungefähr vier Pinten Wasser, im Winter aber etwas mehr. In den Hühnerhöfen verschlingt er zuweilen junge Hühner und Enten. In der Wildniß sucht er die abgefallenen Früchte auf, oder er scharrt mit den Füßen oder reißt mit dem Schnabel verschiedene Arten von Wurzeln aus der Erde.

Die Alten sind schwer zu jagen und nur die schnellsten Hunde vermögen sie einzuholen. So schwer es hält, sie zu fangen, so viel Schwierigkeit verursacht es, sie zu zähmen; nur ganz jung gefangen gewöhnen sie sich leicht an den Menschen.

Das Weibchen legt drei bis vier Eier in den Sand, brütet sie aus, verläßt sie aber oft beim Brüten, da die Wärme des Sandes das Brüten zum Theil überflüssig macht. Die Eier sind von hellgrüner Farbe und auch in Menagerien werden sie nicht selten gelegt.

Nur das Fleisch der Jungen ist schmackhaft, das der Alten ist schwarz und hart.

Im Jahre 1597 wurde der erste Casuar nach Europa gebracht. In der Menagerie des Herrn van Alken und in andern Menagerien hatten wir die Gelegenheit, diesen Vogel öfter zu beobachten.

Abraham a Santa Clara.

Um die Zeit, da Frankreich an Bossuet und Massillon Muster der Kanzelberedsamkeit hatte, erlangte in Deutschlands Kaiserstadt ein ebenso witziger als geistreicher Schriftsteller und Kanzelredner, welcher durch den eigenthümlichen Charakter seiner Predigten in Verbindung mit einer äußern eindringlichen Beredsamkeit auf die Sitten

der Menschen zu wirken suchte, eine ausgebreitete Berühmtheit. Dieser merkwürdige Mann, Ulrich Megerle, war zu Krähenheimstetten in Schwaben am 4. Juni 1644 geboren, trat in seinem 20. Jahre in den Orden der Augustiner-Barfüßer und nahm den Namen Abraham a Santa Clara an. Der allgemeine Beifall, mit welchem er zu Laya in Baiern, dann in Wien und Grätz gepredigt hatte, erwarb ihm einen Ruf, welcher bis zum Throne des deutschen Kaisers gelangte, der den jungen siebenundzwanzigjährigen Mann als Hofprediger nach Wien berief; später in seinem 47. Jahre ward er als Provinzial seines Ordens erwählt. Sein Lebenswandel war durchaus untadelhaft. Innig durchdrungen von dem hohen Zwecke seines Berufs ließ er kein Mittel der Rede unversucht, die Thorheiten der Menschen in ihrer Unwürdigkeit und Verächtlichkeit darzustellen. Das komische Gewand, in welches er seine Kanzelrede kleidete, der hinreißende Strom seiner Rede, die unerschrockene Freimüthigkeit, mit welcher seine satirische Geißel die sittlichen Gebrechen der Menschen züchtigte, erhielten ihm stets einen gedrängt vollen Besuch seiner Predigten. Wenn er aber, um Effect hervorzubringen, von dem höchsten Schwunge wahrhaft ergreifender Beredsamkeit plötzlich zu nichts sagenden und nur, wie es scheint, mitunter zufällig treffenden Wortspielen oder schroffen Gegensätzen herabsprang, so darf man gewiß die Wahl solcher an und für sich mit einem richtigen Schönheitsfinne unverträglichen Mittel nur mit dem Geschmacke der damaligen Zeit rechtfertigen, welcher an Spielereien der Art einen Gefallen fand. Abraham



Abraham a Santa Clara.

a Santa Clara war unerschöpflich an witzigen Vergleichen. Die Sicherheit und Gewandtheit seiner Darstellungsweise zeigt sich in den mannichfaltigsten Wendungen und Einleitungen. Als einen Beleg für dieses seltene Talent führen wir eine aus seinen Schriften gezogene Stelle an: „Freilich wohl seynd schön die güldene Haarlocken; aber nicht dauerhaft; mit der Zeit thut auch der alte Kopf mausern wie eine Bruthenne. Freilich wohl seynd schön die schwarzen Augen, aber nicht beständig; mit der Zeit werden sie rinnend und roth, wie sie die cyprianischen Tauben haben. Freilich wohl seynd schön die rothen Wangen, aber nicht beständig; mit der Zeit werden sie einfallen wie ein ausgepiffener Dudelsack. Freilich wohl ist schön eine weiße und gleichsam alabastrine Nase, aber nicht beständig; mit der Zeit wird ein alter Kalender daraus, worinnen

stets feuchtes Wetter anzutreffen. Freilich wohl ist schon ein corallener Mund, aber nicht beständig; mit der Zeit sieht er aus wie eine gerupfte Blaumeise. Freilich wohl seynd schön die silberweißen Zähne, aber nicht beständig; mit der Zeit werden auch gestumpfte Pallisaden daraus." Sein vorzüglichstes Werk, in dem man sein Schriftstellertalent in seinem weitesten Umfange dargethan findet, ist der satirisch religiöse Roman, nach der bonner Ausgabe, unter dem Titel: „Judas, der Erzschelm, für ehrliche Leut; oder eigentlicher Entwurf und Lebensbeschreibung des Iscariotischen Bösewichts“ (Bonn 1687, in drei Quartbänden). Gleich burlesk als es seine Schreibart war, klangen auch die Titel seiner Schriften, von welchen wir hier nur die bemerkenswertheften nennen: „Heilsames Gemisch Gemäsch“; „Huy und Puy der Welt“; „Geistliches Waarenlager mit apostolischen Waaren“; „Der geistliche Krämerladen“; „Wohlangefüllter Weinkeller, in welchem manche durstige Seel sich mit einem geistlichen Besegen Gott erquickern kann.“ An letzterer Schrift arbeitete er noch auf seinem Todtenbette. Er starb im Jahre 1709, und noch lange nach seinem Tode wurden seine Schriften von allen Volksclassen mit Begierde gelesen.

Ueber Hysterie und Krämpfe.

Sowie Hypochondrie beim männlichen Geschlecht, so ist bei dem schönen Geschlechte die Hysterie (Mutterbeschwerung) ein Proteus-ähnliches Leiden, in Folge dessen sich oft auch Magenkrämpfe einfinden und insofern wie die Hysterie ererbt werden können, wenn bereits die Aeltern an Nervenkrankheiten (St.-Weitstanz, Epilepsie u. s. w. gelitten haben. Dester jedoch dürften die Quellen dieses so peinigenden und leider so häufig vorkommenden Magenübel in einer verfeinerten, verzärtelten Lebensweise zu suchen sein. Zu sehr gekünstelte und gemischte Speisen, Uebermaß reizender Getränke, Ausschweifungen, Ueppigkeit behaupten unter den Ursachen einer solchen Magenverderbnis den ersten Rang; daher findet man das Uebel als Modekrankheit in großen Städten. Besonders ist das heiße Thee- oder Kaffeegerränk, womit der Magen gleich nach der Mahlzeit angeschwemmt wird, eine namhafte Ursache, noch mehr aber, wenn diese Getränke heiß den leeren Magen berühren oder gemisbraucht werden. Chocolate, Wein, Branntwein im Uebermaße sind die wichtigsten und wirksamsten Veranlassungen zu Magenkrankheiten. Ferner gehört hierher sitzende Lebensart, Krummsitzen, wie bei Schneidern, Schuhmachern, Gelehrten u. s. w., wie auch übermäßiges Schnüren, desgleichen beständiges, unnöthiges Mediciniren, wohin der Gebrauch der so sehr angeführten Lebensessenzen und Wunderpillen gehört.

Vor Allem wirkt zu übertriebenes Warmhalten und Verzärteln des Körpers dahin; auch ist als häufige Veranlassungursache das oft so hastige Verschlingen des künstlichen Eises (des Gefrorenen), besonders bei erhitztem Körper, ja nicht zu übergehen. Außerdem können heftige Leidenschaften, sowie andere körperliche Uebel ähnlichen Nervenleiden zu Grunde liegen, so z. B. Würmer, unterdrückte Ausleerungen, vertriebener Fußschweiß, zurückgetriebene Gicht, Hautausschläge, unvorsichtig ausgetrocknete oder geheilte Geschwüre u. s. w. Obgleich sich diese Krankheit durch schmerzhaftes und oft bedenkliche Zufälle ankündigt, so ist sie doch in ihrem häufigern Vorkommen nicht so sehr gefährlich. Allein die Berücksichtigung, daß der Magenkrampf, wenn er sich sehr ein-

gewurzelt hat und durch Selbstcur falsch behandelt wird, in bedenkliche, organische Magenleiden ausarten könne, mache den damit Behafteten vorsichtig und bestimme ihn, noch zur gehörigen Zeit einen verständigen Arzt darüber zu Rathe zu ziehen.

Zufriedenheit.

Wie alles Große und Außerordentliche, was der Mensch sich aneignet, ein Erzeugniß der Kraftanstrengung ist, so ist auch die Zufriedenheit, dieses selten erreichte Ziel der menschlichen Wünsche, das bei den Meisten gleich einem Gerichte um so mehr zurückweicht, je eifriger man es verfolgt, ein Product der geistigen Kraft. Aber der größte Theil der Menschen beherzigt es wenig, daß es eben der Kraft und namentlich der Willenskraft bedarf, um dieses Gut zu erlangen. Die Meisten suchen die Zufriedenheit durch Befriedigung ihrer Wünsche und Begehungen und gerathen immer tiefer in die Irre; der Weise erstrebt diese Himmelstochter durch geistige Abhärtung. Er legt sich freiwillige Entbehrungen auf, wenn ihm im äußern Glücke das Gefühl seiner herrschenden Stimmung sagt, daß seine Lebensweise nicht geeignet sei, ihm dies göttliche Gut zu erringen; aber durch Verzichtleistung macht er Seele und Leib für immer neue Genüsse empfänglich. Wie es nun von allen sinnlich wahrnehmbaren Dingen, welche aus den Händen des Schöpfers hervorgingen, eine Normalform gibt, d. h. eine solche, wie sie dem eignen Vorbilde des Schöpfers selbst entspricht, so gibt es gewiß auch einen Normalzustand der Stimmung; dieser wäre dann ein wahres Seitenstück zur Besonnenheit und Klarheit des Verstandes, und wie diese aus einer gebieterischen Beherrschung unseres Temperaments, so geht die Zufriedenheit aus einer nicht minder kraftvollen Beherrschung unserer Begierden hervor. Unmöglich kann man aber ein ewiges Schwanken zwischen Misvergnügtein und zwischen einem wohlbehaglichen Sinnenrausch einen Normalzustand nennen, und dennoch werden die meisten Gemüther durch äußere Einwirkungen, über welche sich ihr Wille gebieterisch nicht erhebt, zwischen jenen entgegengesetzten Zuständen planlos hin- und hergetrieben und kommen ebenso wenig auf den Einfall, daß es einen solchen Normalzustand gibt, als daß er sich erreichen läßt. Das Gemüth eines Menschen, der sich noch nicht zur innern geistigen Ruhe erhoben hat, gleicht einem lebendigen Thermometer, das durch jede wechselnde Einwirkung von Außen einen veränderten Stand zeigt. Der Geist der innern Ruhe aber wohnt gleichsam in einem ewigen Frühlinge unter einem wolkenlosen Himmel; die Widerwärtigkeiten, die unverhofft ihn treffen, zerblickt sein geistiges Auge. Dieses reine ätherische Element eines ewig milden Lenzes ist darum nicht einförmig und freudentlos; denn es gibt eine innere Freudigkeit ohne äußere Anregung, es gibt eine innere Herrschaft über die Gewalt, mit welcher das Sinnliche unsere geistige Klarheit in Nebel zu hüllen droht. Aber die Hauptbedingung der Zufriedenheit und die am schwersten zu erfüllende ist die Gewissensreinheit.

Pflanzenseide.

Herr Pavy, Fabrikant in Paris, bearbeitet die Fasern einer bisher unbenutzt gebliebenen Pflanze, welche nicht näher bezeichnet wird, zu einem Stoffe, welchem

man den Namen „Pflanzenseide“ gegeben hat. Aus diesen Stoffen verfertigt er Teppiche, Hüte, Körbe und viele andere Gegenstände. Er nimmt mit Leichtigkeit alle Farben an, hat einen seidenartigen Glanz und ist so geschmeidig, daß man ihn ohne Mühe verarbeiten kann. Man gewinnt Fäden von mehren Fuß Länge, die so stark sind, daß, wenn man vier derselben zusammenschlägt, sie ein Gewicht von 40 Pfund tragen können.

Es gibt feine, mittlere und grobe Pflanzenseide. Aus der ersten verfertigt Pavy ebenso zierliche als dauerhafte Zeuche zu Möbelüberzügen, Decken und selbst zu Kleidern. Die Pflanzenseide mittlerer Gattung dient zu Teppichen, die denen von Wolle sowol ihrer Schönheit als ihrer Dauerhaftigkeit wegen weit überlegen sind. Sie werden von der Feuchtigkeit nicht angegriffen und lassen sich mit der Bürste reinigen. Ebenso gut kann man sie waschen und an der Sonne trocknen, ohne daß die Farben verschiefen. Sie haben auch noch den Vortheil, keine Rehrseite zu haben, sondern auf beiden Seiten gleichförmig zu sein, nie von Insekten angegriffen zu werden und sich lange wie neu zu erhalten. Teppiche dieser Art, die Monate lang Fußboden und Treppen bedeckt haben und täglich von vielen hundert Personen betreten worden, wie z. B. die in den Magazinen des Erfinders, sind wenig verschieden von den ganz neuen, noch gänzlich unbenutzten. Auf einigen dieser Teppiche sieht die Pflanzenseide fingerlang hervor, damit man die Füße darin verbergen und sie warm halten könne. Grün gefärbt haben sie ein ebenso lebhaftes Aussehen als das frische Grün eines Rasenteppichs. Man verfertigt auch mit Blumen durchwirkte, was dem Fußboden eines Saales das Ansehen einer Wiese gibt.

Aus der gröbern Pflanzenseide werden Stricke, Schiffstau, Pferdehalfter, Zaumzeug jeder Art, Strohsäcke, Polster, Cocarden, Vorhänge, die mannichfaltigsten Posamentirarbeiten, Tapeten u. s. w. verfertigt. Die mit letzteren ausgeschmückten Zimmer sind so glänzend, daß man sich keine prachtvollere Stubendecoration denken kann. Die aus grober Pflanzenseide bereiteten Stricke nehmen keine Feuchtigkeit an und sind viel dauerhafter als die von Hanf.

Eisenbahnen in nordamerikanischen Freistaaten.

Die nordamerikanischen Freistaaten wetteifern mit England in der Anlage von Eisenbahnen, und obwohl man schon seit mehren Jahren unablässig mit der innern weitem Ausdehnung dieses so vortheilhaften Erleichterungsmittels des Verkehrs beschäftigt ist, so scheinen doch Eisenbahnen noch immer das Lieblingssthem der Unterhaltung zu sein. Es existirt sogar eine besondere Zeitschrift unter dem Namen Eisenbahnjournal (Railroad Journal). Man kann mit Sicherheit darauf rechnen, daß in dem Tochterlande der englischen Industrie in ein Paar Jahren die Eisenbahnen sich noch viel lebhafter kreuzen werden als in England selbst. Die Stadt Boston (spr. Bosten) ist von Neuorleans, dem Hauptorte des Staates Louisiana, 364 deutsche Meilen entfernt, und diese ungeheure Strecke wird aller Wahrscheinlichkeit nach binnen wenigen Jahren von Bucht zu Bucht, von Fluß zu Fluß mit Eisenbahnen überzogen sein. Zur Anlegung einer Eisenbahn von Baltimore nach Washington sind die nöthigen Anstalten getroffen, und man wird bereits damit begonnen haben. Es gibt kein Land in der Welt, wo sich eine Eisenbahn mit geringeren Kosten anlegen ließe, als die nordamerikanischen Freistaaten. Eisen findet sich in Menge, und die Steinkohlenlager in

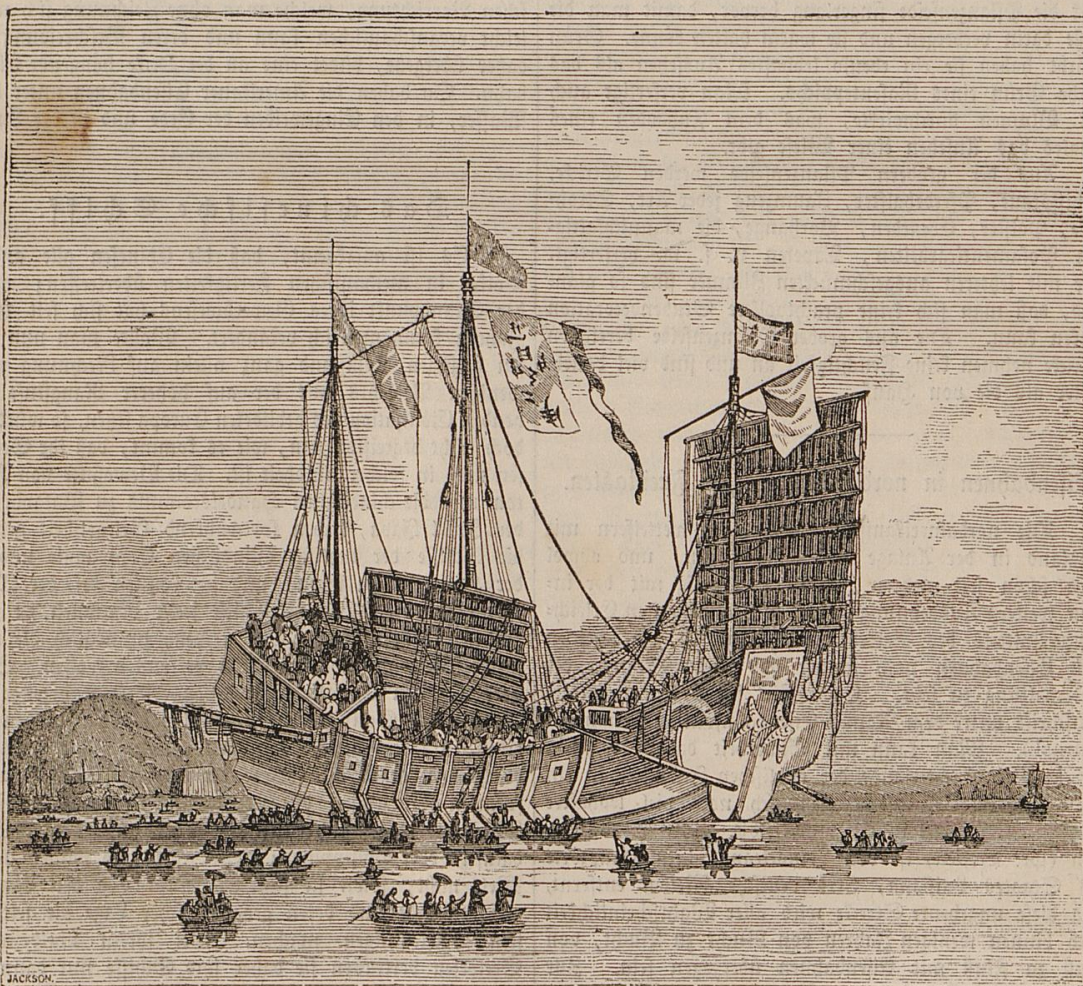
dem ganzen östlichen Gebirgszuge sind unerschöpflich. — So besitzt z. B. Pennsylvanien, ein Ländchen von nur 1,347,700 Einw., Eisenbahnen und zwar größtentheils mit doppelten Schienen, welche, wenn man sie gradlinigt zusammenlegte, eine Strecke von 65 deutschen Meilen bedecken würden. Man ist sogar in Amerika soweit gegangen, die Eisenbahnen nicht bloß als Boden für Fuhrwerke zu benutzen, sondern sie auch in solchen Fällen anzuwenden, wo man überhaupt die Reibung eines auf einer Unterlage sich fortbewegenden Gegenstandes vermindern will, worüber in einer französischen Zeitschrift von einem Reisenden folgender interessante Bericht erstattet wird: „Vor Kurzem besuchte ich die kleine im Staate Virginien gelegene Stadt Petersburg, nicht weit von den Wasserfällen des Flusses Dypmottor, in deren Nähe sich eine vortreffliche Eisenbahn befindet. Ein Kaufmann dieser Stadt hatte die Gefälligkeit, mich in eine Tabacksfabrik zu führen, in welcher man hauptsächlich jenen Taback verfertigt, den die Amerikaner zu kauen pflegen. Nachdem wir alle Gemächer der Fabrik gesehen hatten, sagte mein Begleiter zu mir: „Da Sie sich für Eisenbahnen so sehr interessieren, so müssen Sie auch noch die der Fabrik sehen.“ Wir traten hierauf in eine Werkstätt, wo der Taback durch besondere Maschinen in Fässer außerordentlich dicht zusammengepackt wird. Das merkwürdigste Stück dieser mechanischen Vorrichtung, welche man ohne Zeichnung sich nicht leicht veranschaulichen kann und deren Beschreibung ich daher übergehe, bildet eine an der Decke hängende Eisenbahn. So haben die Amerikaner Eisenbahnen unter dem Wasser, in den Eingeweiden der Erde und in der Luft.“

Das chinesische Schiff.

Es ist anerkannt, daß die Chinesen alle andern Völker in mechanischen Fertigkeiten übertreffen; allein der Standpunkt ihres Gewerbes hat sich seit 1000 Jahren kaum merklich verändert. Wollte man nun diesen geistigen Stillstand ganz allein auf Rechnung ihres wenigsten Verkehrs mit der auf höherer Rangstufe stehenden Civilisation des gebildeten Europa setzen, so würde es doch nicht begreiflich sein, wie es kommt, daß ihr Seewesen noch in solcher Kindheit ist. Die Bewohner von Kanton und die chinesischen Handelscommis zu Batavia auf der Insel Java, haben fortwährend Gelegenheit gehabt, die Schiffe der englisch-ostindischen Compagnie und die der Holländer zu sehen, und sie können bei der Thatfache, daß die Rauffahrtschiffe jener Nationen, zu jeder Jahreszeit in die hohe See stechen, unmöglich die technische Vollkommenheit derselben verkennen wollen. Statt aber auf den Einfall zu kommen, diese Fahrzeuge als Muster der Schiffsbaukunst zu betrachten, bleiben die Chinesen ihrem alten Schiffsbau getreu. Mit ihrem gebrechlichen, gegen alle Gesetze der Naturwissenschaften geformten Fahrzeugen durchkreuzen sie nur das chinesische Meer und wagen sich selten jenseit der Gruppe der Sundainseln oder Philippinen; weiter sehen und kennen sie die Welt nicht, sowie sie sich überhaupt von den Ländern auf der Erde und deren geographischer Lage die seltsamsten Vorstellungen machen. Bei ihrem übelbestellten Seewesen vertrauen sie daher ihre Schiffe nur dann der hohen See an, wenn sie dauernden günstigen Wind haben. Wollen sie südlich fahren, so müssen sie den Nordwestpassatwind benutzen, sowie sie die Fahrten nach Norden nur während des Südwestpassatwindes anstellen. Diese beiden Winde sind von regelmäßiger periodischer Wiederkehr und heißen Monsoons (spr. Monsuhns).

Bei dem viel zu leichten Wasserzuge dieser Schiffe oder ihrem zu niedrigen Stande im Wasser können sich dieselben gegen mittelmäßig starke Stürme nicht behaupten; man ist alsdann genöthigt, die Anker zu werfen, worunter wir uns indes nicht die gewöhnlichen doppelarmigen Anker von Eisen mit Widerhaken denken dürfen; denn obgleich ihnen auch diese zu Gesicht kommen, so haben sie gleichwol aus fremden Vorzügen keinen Vortheil gezogen und bleiben ihrer uralten Methode getreu, welche darin besteht, daß sie einen mit schweren Steinmassen belasteten Querbaum auf den Meeresgrund hinablassen. Die Form der Schiffe ist mit der einer Mondschiel zu vergleichen. Die Mastbäume bestehen aus einem Stücke, und die an ihnen befestigten Segel sind aus Schilf oder Stroh geflochten und mit Querreihen von Bambusstäben, in gleichmäßigen Abständen von zwei oder 2½ Fuß, versehen. An den Enden der Bambusstäbe befinden sich Stricke, um die Segel nach Bedürfnis ein- oder ausziehen, wobei sie nach Art unserer Fenstervorhänge aufgerollt werden. Zu den besondern Eigenthümlichkeiten ihrer Schiffe gehören die an den Seiten nahe am Steuerruder angebrachten Oeffnungen in Form von Augen. Als man einen Chinesen nach der Bedeutung derselben fragte, gab er die naive Antwort: „Wie kann das Schiff sehen, wenn es keine Augen hat?“ Die Fahrt der größern Schiffe unterstützen die

Chinesen gewöhnlich noch überdies durch ein Paar lange schwerfällige Ruder, deren Hauptbestimmung jedoch ist, das Schiff nach beliebigen Richtungen zu drehen. Der Kielraum ist durch starke mit einem festen Kitt von Thon und Del zusammengefügte Bretter in verschiedene Gemächer eingetheilt. Das durchlöcherete Steuerruder wird vermittels Laue in Bewegung gesetzt, welche an den Seiten desselben angebracht sind. Das Compaßhäuschen dient zugleich zur Aufbewahrung wohlriechender Dochte, von denen man bei den Opfern, welche man der Göttin des Meeres darbringt, Gebrauch macht. Man errichtet dieser Göttin einen mit Glitterwerk reichgeschmückten Altar und zündet auf demselben die erwähnten Dochte nebst bunten Wachskerzen an. An der Leitung des Schiffes nimmt das gesammte darauf befindliche Schiffsvolk den thätigsten Antheil. Während eines Sturmes sieht man Groß und Klein, Alt und Jung mit ängstlicher Geschäftigkeit gegen das gefahrdrohende Element ankämpfen. Matrosen gibt es bei den Chinesen nicht; die über die Leitung des Schiffes gesetzten Personen erhalten keinen festen Gehalt, sondern sind untergeordnete Theilnehmer an dem Gewinne des Schiffseigenthümers. Alle Waaren und Sachen auf dem Schiffe sind in eimerförmige Gefäße eingepackt. Tonnen oder überhaupt Gefäße mit doppeltem Boden haben sie noch nicht eingeführt.



Ein chinesisches Schiff.